

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 186.

Donnerstag, 12. August.

1915.

(28. Fortsetzung.)

Frau Adas Töchter.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Emma Haushofer-Merk.

Am nächsten Tage erschien ein Telegramm, das ausführlicher über den Erfundungsritt bei Hamafari berichtete, dem Oberleutnant v. Fahrenstein zum Opfer gefallen war. Die Bekannten und Freunde hielten sich zurück mit den Äußerungen der Teilnahme. Man war offenbar in Verlegenheit, wie man sich der jungen Frau gegenüber, von deren Scheidung die Rede gewesen, zu verhalten habe. Nur Dr. Robertus bekam einige Briefe und Dr. Dornberg, dem Felicitas ja anvertraut hatte, wie sie sich nach einer Versöhnung sehnte, kam von Marienbad hergefahren, um ihr die Hand zu drücken.

In all dem Jammer um die Schwester fühlte Olly doch eine heiße Freude, daß er sich so zur Familie rechnete, daß wieder ein festes Band zwischen ihm und den Ihren bestand und er schien in der gedämpften Stimmung, die im Hause herrschte, herzlicher, wärmer als sonst.

Aber seine Zeit war wieder bemessen. Wie der Blitz tauchte er auf, in einer beständigen Hetzjagd jagte er von München nach Garmisch, und dann wieder zurück an die böhmische Grenze.

In diesem rastlosen Leben war wohl kein Raum mehr für die zarteren, leiseren Stimmen der Liebe.

Olly blieb nichts übrig, als sich in die Arbeit zu vertiefen, ihre heimliche Sehnsucht den Menschen, von denen sie in ihren Novellen erzählte, in den Mund zu legen und ihre eigenen heißen Wünsche zu vergessen. Aber die Leidenschaft, die sie empfand, hatte sie gereift und ihre lezte Arbeit wirkte doch stärker, ging weniger unbemerkt vorüber als das Erstlingswerk, das sie noch mit kühlem, unberührtem Herzen geschrieben hatte.

Der Vater hätte dringend gewünscht, daß Felicitas für einige Wochen frische Wald- und Vergnügung genossen und in einer schönen Natur den einzigen möglichen Trost gefunden hätte. Aber sie war nicht von der Stadt loszureißen. Täglich ging sie auf den Friedhof an das Grab ihres Kindes. Da fühlte sie sich Walter am nächsten und da er so fern von ihr in die Erde gebettet worden, wollte sie an dem kleinen Hügel weinen um ihn und um ihr verlorenes Glück.

Sie meinte auf diesen Wegen hinabgestiegen zu sein in den Abgrund der Schmerzen und doch kam noch wilderes, marterndes Weh über sie: Von allem, was er drücken befreien, was er zuletzt in Händen gehabt, würde ja nichts ihr Eigentum, so sehnlichst sie sich ein Andenken wünschte. Sein Besitz war an seine Eltern geschickt worden, die in diesem Groll gegen sie nicht daran dachten, diese traurigen Erinnerungen mit ihr zu teilen. Nur ein in ein Lebvert eingeschlossenes Buch wurde ihr ohne Begleitwort zugesendet. Darauf stand in seiner festen, gleichmäßigen Schrift: „Im Falle meines Todes an Felicitas von Fahrenstein zu geben.“

Es war ein Tagebuch, das er auf der Reise und drücken in der Fremde aufgezeichnet hatte.

O diese Worte, die ein Toter geschrieben, wie sie sich gleich feurigen Kettern in ihr Herz brannten, wie sie

bei diesem Einblick in seine Seele immer tiefer und tiefer sank vor sich selber! Neue! Neue über ein Unrecht, auf das der Tod seinen Stempel gedrückt, Neue, für die es keine Sühne mehr gibt, nie wieder, in Zeit und Ewigkeit! Es sind die Qualen, die der Verdammte leidet, es ist das Martyrium der Hölle.

Und doch zog es sie immer wieder hin zu dem Buch, aus dem sie ihr Urteil las, aus dem ihr eine so tiefe, schmerzhafte Liebe redete, doch zwang es sie immer wieder, sich das Messer in die Brust zu stoßen und die Strafe zu leiden.

Nächtelang lag sie wach und las und las:

8. August. An Bord des „Entrerios“. Ich schaue hinans auf das Meer und sehe, wie die Wellen an das Schiff branden und so gleichmäßig, wie sie heranrollen und dann in weißem Gischt zerstieben, gehen die Gedanken auf und ab: War es denn möglich, daß sie mich verraten hat? Ich selbst gehörte ihr doch so ganz mit Leib und Seele. So fest habe ich geglaubt an ihre Treue wie an das Licht der Sonne! Und dennoch, dennoch falsch! Verbrochen ein Menschenglied, wie ein Kind sein Spielzeug zuschanden macht in einem blinden Verlangen, zu zerstören.

Abbatis, 10. Oktober. Draußen rauscht der Tropenregen nieder. Schlafen! Ja, wer nur fest einchlafen und alles vergessen könnte! Aber plötzlich fahre ich auf und erinnere mich an das Furchtbare, was sie mir angetan hat. Dann überkommt mich eine rasende Sehnsucht, ihr einmal noch in die Augen zu sehen und zu ergründen, welche Nächte in solchem Frauenherzen schlummern, das uns so selig und so namenlos elend machen kann! Elend, elend hat sie mich gemacht!

Okchandja, 24. Oktober. Mir träumte von ihr. Sie war lieb und lag auf meinen Knieen wie einst, und schläng die Arme um meinen Hals. Und im Traum, da konnte ich ihr sagen, wie gut ich ihr bin. Hätte ich es doch im Leben getan! Viel zu stumum bin ich gewesen! Ich weiß es, Fe! Wenn du es gewußt hättest, was du mir bist — du wärst mir treu geblieben. Aber ich bin ein stiller Mensch und habe wenig Worte gehabt!

Windhuf, 17. Dezember. In glühender Hitze denke ich oft an das kühle Waldrauschen in der Heimat und dann steigt aus der Erinnerung immer jene schöne stille Weg in der Valepp empor, wo wir Arm in Arm gingen, im Herbstsonnenschein, aber im Mai unserer Liebe. Damals hielten wir das Glück, das uns nun fortgeglitten ist auf Nimmerwiederkehr. Vielleicht sehst auch du dich zurück an jenen Waldslech, nach der reinen warmen Stimmung, in der du mein geworden, nach der mondhellen Nacht, in der ich es dir sagte, zum ersten Male, daß ich dich lieb habe.

Windhuf, 24. Dezember. Ich kann nicht zusammen sein mit den andern! Freilich besser wäre mir's, ich tränke Punsch und betäubte mich, bis ich schlaftrunken in die Klissen falle. Besser als die tollen Träume, denen ich nachhängt, die schlimmer an mir zehren als Alkohol und Opium es könnten. Ich male mir aus, wie es sein

könnte! Ein lachendes, blondes Kind, mein Kind, mein süßes Mädelchen, das um den Weihnachtsbaum hüpfst und du als zufriedene Frau, als selige Mutter, mit einem glücklichen Lächeln auf dem lieben Gesicht. — Aber hier gibt es keinen Tannenbaum. Dürr, einsam, leer ist es um mich. Das Bild versinkt. Ich bin ein Einsamer im fremden Land. —

Wenn Felicitas das las, dann konnte sie nicht mehr weiter, dann wurden ihr die Augen verdunkelt von Tränen.

Aber alles Weinen wusch die bitteren Selbstanklagen nicht weg und es gab keine Ruhepause für ihr armes Herz, das die Neue gerrisch, die ohnmächtige, userlose, in das Dunkel des Jenseits hinein.

Sie begriff die Büßerinnen, die wie ihre fromm gewordene Tanny ein Kreuz auf ihre Schultern nehmen und sich auf den Knieen um einen Gnadenhort schleppen, um unter der körperlichen Last und Mühsal den Druck auf ihrer Seele zu vergessen. Wenn sie eine Katholikin gewesen wäre, sie hätte den Entschluß fassen können, in ein Kloster zu gehen, um nur ihrem Schmerz nachzuhinzen.

Aber wohin sollte sie sich retten, das Weltkind, dem keine Erlösung, keine Verzeihung winkte!

„Papa!“ sagte sie flehend zum Vater, „lach mich dir helfen. Führe mich zu deinen Kranken. Gib mir Arbeit!“

Und Dr. Robertus, der wohl fühlte, daß nur ernste Tätigkeit sein armes Kind vor der Verzweiflung retten konnte, nahm sie nun öfters mit zu seinen Besuchen bei den Armen. Und als er sah, daß sie nicht zurückdrückte vor Krankheit und Elend, nachdem er beobachtet, daß ihr Herz sie vor allem zu den Kindern hinzog, schlug er ihr vor Pflegerin in dem Kinderasyl zu werden.

„Überlege es dir wohl, Fe, ob du die Kraft und Selbstverleugnung hast! Das ist keine Ausfüllung leerer Stunden. Das fordert dein ganzes Leben!“

Aber sie verlangte ja nach Buße, nach Selbstentäußerung. Und ein Anlaß, der sie sehr erschütterte, bestärkte sie noch in ihrem Entschluß.

Eines Vormittags hatte ein fremder Herr seine Karte abgegeben und das noch neu im Dienst stehende Stubenmädchen gefragt, ob die Damen zu sprechen seien? Er war in den Salon geführt worden und Olly wurde gerufen, die, eben mitten in einer Arbeit, sehr ungestalten über die Störung war. Der Besuch, Franz Sollinger, befand sich eine Weile allein im Besuchszimmer.

Er war erst vor wenigen Tagen aus Amerika zurück, und mit dem Selbstvertrauen eines gesieierten Tenors und der lecken Stirn eines Weltreisenden überwand er die Scheu, die ihn vor diesem Besuch warnte, um zu hören, wie es Felicitas wohl gehen möge. Er wußte auch, daß ihr Mann in die Schutzeinheit eingetreten war und hatte, nicht ohne den befriedenden Gedanken: Ein Feind weniger auf der Welt! — vor ein paar Monaten die Meldung seines Todes gelesen. Aber er bezog keine Ahnung, daß Frau Dr. Robertus gestorben sei, die ihm stets sehr freundlich gesinnt gewesen, und sah nun, ein wenig besangen wendend, die Veränderung im Salon, die schwarze Schleife unter dem Bild.

Felicitas, die eben heimkam und nichts von dem Besuch wußte, trat gedankenverloren ein, um sich ein Buch zu holen und stand in jähem Schrecken dem Mann gegenüber, von dem sie sich in einer schwülen Sommernacht in toller Betäubung getrennt, an den sie seitdem nur mit einem Gefühl des Grauens, mit einem Schauder gedacht hatte. Wie oft hatte sie in dieser Schmerzenszeit darüber gegrübelt, daß ihr Mund so kühl auf Walters Mund gelegen war, bei dem letzten, dem allerletzten Kuß, der einen Abschied fürs Leben bedeutet hatte, und wenn sie sich auch noch so qualvoll darnach sehnte, sich ein sonnigeres Bild vor Augen zu rufen, an die glückliche Zeit ihrer Ehe zu denken, immer wieder drängte sich, wie in grausamer Vergeltung, die furchtbare Erinnerung dazwischen an die wilden, schul-

digen Küsse, die sie doch so gerne hätte vergessen mögen! Die schwüle Gestalt der Sünde saß vor dem Paradies, das sie verloren hatte, und wehrte ihr die Rückkehr, selbst in Gedanken!

„Sie, — Sie! Hier!“ stammelte sie, und er schaute in ein schmalgewordenes Gesicht, aus dem ihn finstere Augen anglühten. „Wie können Sie die Stirne haben?“

Es war ihm sehr peinlich, daß er gekommen war, da er sie in so düsterer Stimmung antraf, aber er suchte sich mit Redheit über die Situation hinwegzuhelfen.

(Fortsetzung folgt.)



Ich mag den Künstler nicht, dessen Leben nicht mit seinen Werken im Einklang steht.

Unsichtbare Kräfte auf dem Schlachtfeld.

Von Daniel Ammon.

In dem wunderbaren Wandgemälde „Die Hunnenschlacht“ von Kaulbach hat der Künstler in meisterhafter Weise den Gedanken verewigzt, welcher in den Berichten über diese Niesenschlacht als besonderes charakteristisches Merkmal herhoben ist.

Während der Schlacht auf den katastrophalen Gefilden, so wird dort berichtet, hätten die Geister der Gefallenen noch in den Lüften miteinander weitergekämpft.

Künstler und Dichter haben einen höheren Tiefblick in die Welt des Geschehens als der nüchterne Verstandesmensch. Ihr Genius hat den seherischen Blick für das Geheimnis, das hinter allen Wirkungen steht. Ein Geheimnis aber ist verborgen, eingehüllt in Rätsel und Dunkelheiten, und erst wenn das Verborgene offenbart wird im Ereignis, dann erst ist es auch wahrnehmbar für andere Menschen. Ehe aber ein Geheimnis sichtbar ist, bereitet es sich unsichtbar vor. Diese Tatsache empfindet auch die Volksseele in dem bekannten Ausdruck: „Es liegt etwas in der Luft“. Damit soll eine gewisse Vorahnung ausgesprochen werden, die empfindsame Seelen feststellen. Dieses Ahnungsvermögen ist jedoch nicht nur eine Eigenschaft besonders dafür veranlagter Menschen, es ist vielmehr auch bei den Tieren, und namentlich bei Haustieren, entwickelt. Es ist bekannt, daß vor dem Ausbruch eines Erdbebens die Haustiere eine auffallende Unruhe und Erregung zeigen und die bedrohten Gegenden fluchtartig verlassen, oft schon Stunden vorher.

Amerikanische Ingenieure haben auf Grund dieser Beobachtung durch Marconiwellen schlafende Rahmen aufgeschreckt und so den Beweis erbracht, daß die Einwirkung der unsichtbaren elektrischen Kraft es ist, welche die Erschütterung in die Entfernung verursacht. Der Schluß ist somit auch gerechtfertigt, daß jedem Erdbeben elektrische Wellen vorausseilen, welche wiederum von der Psyche vorausempfunden werden. Wir sehen daraus, es sind zuerst unsichtbare Kräfte, die eine sichtbare Wirkung hervorrufen. Wenn aber manche Menschen für solche Einflüsse besonders empfänglich sind, so können wir noch weitergehen und sagen, daß die Menschen durch eine bis jetzt ungeahnte Wechselbeziehung mit dem Weltall und den kosmischen Kräften in Verbindung stehen.

Die Sonne ist, wie man heute weiß, nicht nur eine ruhige, glühende Kugel, die ihre Wärmestrahlen auf den Erdball sendet, sondern sie führt selber ein sehr bewegtes Leben, das auf ihre Tochter, die Erde, von großem Einfluß ist. Hier sind zunächst die rätselhaften Sonnenflecke zu nennen, deren periodisches Auftreten starke elektrische Strömungen entwirkt, welche auf Erden Veränderungen der Witterung, aber auch andere Phänomene, wie das Farbenspiel des Nordlichts, magnetische Gewitter usw. verursachen. Es gehen also ohne Zweifel bei Zunahme der Sonnenflecke starke elektro-magnetische Ströme von der Sonne in den Weltraum, die bei uns die verschiedenartigsten Wirkungen, ähnlich wie bei der Telegraphie ohne Draht, auslösen. Diese radioaktive Energie finden wir ebenso in den Wirkungen des Mondes.

Wir wissen, daß der Mond auf das Wasser einwirkt und die Erscheinungen von Ebbe und Flut durch seine magnetische Anziehungs Kraft hervorruft. Aber auch auf Menschen hat die

Mondstrahlung starken Einfluss, weshalb die Mondstüchtigen oder Nachtwandler mit dem Vollmond oder je nach dem Temperament der betreffenden Personen, mit dem Beginn des Neumondes am stärksten ihre seelischen Fähigkeiten entfalten.

Der Mond hat ein kaltes, die Sonne ein warmes Licht. Von sensiblen Menschen wird der magnetische Strom als führend, der elektrische Strom laut bis heiß empfunden. Sowohl im Glanz als auch in der Farbe ihres Lichts gibt sich der Charakter und das Wesen der Gestirne kund. Es wird wohl noch niemand unter dem Einfluss der Mondstrahlen geschwicht haben. Im Gegenteil wirken kalte Strahlen zusammenziehend auf das physische Leben, warme Strahlen aber ausdehnend. Deshalb ist das Mondlicht der rein körperlichen Entfaltung, wie überhaupt dem äußeren Leben hinderlich, um so mehr fördert es das innere, seelische Leben. Jedermann kann den Einfluss der farbigen Lichtstrahlen an seinem eigenen Körper erproben, sofern er feinfühlig genug dafür ist. Ein elektrisches Lichtbad mit rotem Licht wird erregen, mit blauem Licht wird es beruhigen.

Das Licht der Venus hat einen Glanz wie Diamant; ihr Einfluss erweckt Freude, Heiterkeit und Lebenslust bei den Menschenkindern. Man nennt daher die Venus auch „das kleine Glück, im Vergleich zum Jupiter, der wegen seiner starken günstigen Strahlung „das große Glück“ genannt wird. Über das bleiernste Licht des Saturn wirkt drückend, schwer, unheilvoll auf das Gemüt, hingegen sind die roten Strahlen des Mars von ungemein aufregender Wirkung auf die Psyche der Menschen. Deshalb ist Mars schon von den Alten zum Kriegsgott erhoben worden.

Kosmische Kräfte wirken wie ein Zünder auf die Gemüter der Menschen und bringen dort zur Entladung, was sich an Explosivstoff im Lauf der Zeiten angehäuft hat. Das sind aber Gewalten, die dem Auge der Menschen verborgen bleiben, aber zu allen Zeiten die tiefsten Ursachen sind von Unruhe und Kampf.

Man kann zürnen durch Entrüstung nach außen, man kann aber auch in Gedanken zürnen, letzteres geschieht meistens aus der Entfernung. So mancher bringt eine schlaflose Nacht zu durch Vorwürfe und Streit der Gedanken mit einem anderen. Will es uns angesichts dieser Tatsache gar so befremdend erscheinen, daß der Künstler diesen Geisterkampf im Bild veranschaulicht? Wenn auch der Leib zerstört, das Leben aber bleibt, und im Reich der Gedanken lebt es fort.

Dieses Reich aber ist die Welt des ursächlichen Geschehens, von hier aus entsteht alles Werdende und geht durch die Formen des Lebendigen als Entwicklungsstufe hindurch, und dort sieht sich unsichtbar das fort, was diese sichtbare Entwicklung vollendet hat. So erklären wir uns auch die geheimnisvollen Vorgänge, die als unsichtbaren Schutz auf dem Schlachtfeld auch in der gegenwärtigen Zeit so manchen zum Nachdenken und Staunen bringen. Ist es Zufall oder Zügung, daß hier und da jemand unserer Freunde und Lieben wie durch ein Wunder vom sicheren Tod bewahrt worden ist? Vom Zufall kann der nicht mehr sprechen, welcher die geistigen Geschehen kennt. Alles beruht auf einer geheimnisvollen Wechselwirkung und erst recht die Art, wie die Menschen untereinander verbunden sind. So oft lesen wir jetzt aus Feldbrieffen oder hören aus mündlichen Berichten von Kriegsteilnehmern über wunderbare Züge in Lebensgefahr. Einmal befahl ich einen Feldbrief von einem Verwandten mit der Bitte, eine neue Taschenuhr zu schicken, weil eine Kugel gerade den Weg in die alte Taschenuhr gefunden und dort sich häuslich niedergelassen hatte. Das anderermal schreibt mit derselben Briefschreiber, daß er mit einigen Kameraden fortgegangen sei, um Wasser zu holen, während inzwischen an der gleichen Stelle während ihrer Abwesenheit die anderen Kameraden den Tod gefunden, sie selbst aber auf diese Weise wunderbar behütet worden sind. Ein anderesmal ist es ein Traum, der den Träumenden rechtzeitig vor der Todesgefahr gewarnt hat. Kurzum, wo Gefahren sind, da ist auch vielfach Hilfe, um diese zu verhüten. Diese Hilfe aber kann wiederum nur darin bestehen, daß in der Seele vorausschauende Eigenschaften vorhanden sind, welche uns vor drohendem Unglück warnen. Der eine hört auf diese Warnungen, ein anderer überhört sie und nennt sie Übergläubiken. Die innere Stimme, von der Schiller sagt:

Und was die innere Stimme spricht,

Das täuscht die hoffende Seele nicht,
besitzt wohl jeder Mensch.

Allein es geht so wie mit allen Fähigkeiten, wenn sie nicht gepflegt werden, dann bleiben sie unentwickelt. Auf diese Ursachen und endlich auch auf einen höheren Willen ist die Verschiedenheit des Schicksals zurückzuführen, das den einen schützt, den anderen nicht. Der unsichtbare Schutz aber geht aus vom Verborgenen, und er wirkt wieder im Verborgenen, die aber ins Verborgene sehen, schauen ihn als den Engel Gottes auf dem Schlachtfeld segnend durch die Reihen wandeln.



Aus der Kriegszeit.

Wiesbadener Feldgrau! (Originalbericht.) Liebe Eltern! Ich möchte Euch heute einmal etwas mitteilen über die Kameradschaft deutscher Soldaten, denn ich weiß ja, daß Ihr gerne etwas vom Schützengraben hört. Folgendes ist bei uns in den Argonnen vorgekommen: Eines Morgens hieß es, wir müßten eine feindliche Stellung aufrollen. Meine Gruppe sollte die erste sein, die von der Flanke eindrang. Wir hatten in den Tagen vorher schon eine Sappe nach der französischen Stellung geegraben. Zur bestimmten Zeit räumten wir Aufstellung, um in gerannter Sappe vorzugehen. Zuerst stand mein Freund Karl, dann kam ich und danach kamen die anderen Pioniere und die bayerische Infanterie, das Zeichen des Angriffs abwartend. Plötzlich kam eine schwere Mine gesplogen; die sollte den Feind in Verwirrung bringen und uns das ausgemachte Angriffszeichen geben. Karl warf die Stahlblende und die Sandsäcke um; alles kürzte lopfendes Herz aus vorwärts. Die Franzosen waren gerade beim Kaffeefischen und sehr bestürzt, als sie uns sahen. Wir waren kräftig Handgranaten. Viele Feinde wurden verwundet und gefangen genommen. Die Franzosen wollten anfangs heftigen Widerstand leisten, mußten jedoch bald weichen. Nun ging es schnell vorwärts, die Stellung zu befehmen. Mein Freund bog jedoch umgekehrt auf 100 Meter rechts ab in einen feindlichen Verbindungsweg. Ich rief ihm zu: „Geradeaus laufen!“ Er hörte es aber nicht wegen des Lärms. Ich lief dann als erster geradeaus. Auf einmal fiel mir aber ein, es könnte Karl auf diesem Irrweg etwas zustoßen. Ich sprang zurück, ihm zu helfen, denn ich hörte in diesem Verbindungsweg heftiges Geschweiffeuer. Karl traf ich gerade in dem Augenblick, als sieben Franzosen mit hochgehobenen Händen auf ihn zufielen, um sich gefangen zu geben. Sein Gesicht strahlte vor Freude über diesen guten Fang. Darauf hörte ich aus einem feindlichen Unterstand lautes Wehklagen. Ich schaute hinein und sah ungefähr 5 bis 6 schwer verwundete Franzosen sich in ihrem Blute wälzen. Karl erklärte mir, er habe dahinein eine Handgranate geworfen, weil sie auf ihn geschossen hätten und seiner Forderung sich zu ergeben, nicht nachgekommen wären. Er führte nun seine sieben Gefangenen ob bis in unsere Hauptstellung. Von da wurden sie von der Infanterie weitertransportiert. Er ging sodann in den abenennäherten Unterstand zurück und verbündete die verwundeten Franzosen. Dann schleppte er jeden einzeln auf dem Rücken bis zum nächsten Verbandsplatz, welcher ungefähr $\frac{1}{2}$ Stunde weg war. Einem Verwundeten durch diese Schützengräben zu transportieren, weiß Ihr, was das für eine Arbeit ist, auch noch für einen jungen Kriegsfreiwilligen? Er hat alle herausgebracht. Hätte er sie liegen lassen, wer weiß, wann sie gefunden worden wären, vielleicht wären sie alle schon tot gewesen. Alles geschah unter Aufsicht seiner ganzen Kraft und die genügt. Er erzählte Arbeit dauerte 7 Stunden. Das nenne ich von Karl eine rechte Mächteliebe. Er hat großmütig an seinen Freunden gehandelt. Als er sie außer Gefecht gesetzt hatte, hat er sie wie seine besten Freunde behandelt, und das tut jeder deutsche Soldat. Ihr könnet Euch nun ein Bild machen, wie es in jischen Fällen bei uns zugeht. Es grüßt Euch herzlich Euer H. J. Grom. NB. Oberstrenkerter Freund des Briefschreibers ist der inzwischen dreimal verwundete 17jährige Kriegsfreiwillige Pionier Karl Reichel von hier.

Aus Rigas Vergangenheit. Immer näher rücken die deutschen Heeresräusen der alten Hansestadt an der Düna, die durch die Jahrhunderte hindurch das Ziel erbitterter Kämpfe gewesen ist. Riga wurde im Jahre 1201 von dem streitbaren Albert, dem zweiten Bischof von Livland, begründet. Das Blühen und Gedeihen der Hansestadt war von jeher mit dem Schicksal Livlands eng verknüpft. Aus den Händen des

Ordens der Schwerbrüder, der sich später mit dem Deutschen Orden in Preußen zusammenschloß, ging Livland und mit ihm Riga um die Mitte des 16. Jahrhunderts in polnische Hände über. Nachdem es dann Jahrzehntlang das Streitobjekt zwischen Ruhland, Schweden und Polen gewesen war, wurde Livland im Frieden von Oliva den Schweden zugesprochen, die jedoch die Provinz bereits 50 Jahre später an Ruhland verloren, in dessen Besitz sie bis heute geblieben ist. — Während der Blüte der Hanse war Riga ein wichtiger Vorplatz des Bundes, in dessen Mauern das Hamburger Recht galt. Noch heute trägt Riga in seinem Aussehen das unverkennbare Gepräge der mittelalterlichen Hansestädte; vor allem erinnern die enge Bauart der Straßen mit ihren teilweise spitzebigen Häusern und die gotischen Kirchen mit ihren hochragenden Türmen an diese Zeit. Mit dem Verfall der Hanse ging auch das mittelalterliche Leben Rigas zurück. Später kamen noch die andauernden Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und den Ordensrittern hinzu, wobei die ersten und mit ihnen die Bürger Rigas, die sich auf ihre Seite stellten, den härteren zogen. Dann kam das Reformationszeitalter. Livland und mit ihm Riga wurden protestantisch. Die Stadt errichtete 1525 ein protestantisches Konsistorium und trat 1541 dem Schmalkaldischen Bund bei. Inzwischen war die Macht Polens immer mehr gewachsen. Bereits 1561 war der größte Teil Livlands in polnischem Besitz, nur Riga hielt sich bis 1582. Kurze Zeit darauf begannen die Schweden um den Besitz Livlands zu streiten. Nach wiederholtem Ansturm zog 1621 Gustav Adolf in die Stadt ein. Da Riga bei diesen andauernden Kämpfen an seiner früheren Macht einbüßte, liegt auf der Hand, besonders die polnische Zeit bedeutete für Livland eine Zeit der Bedrückung unter dem Einfluß polnischer Jesuitenherrschaft. Unter den Schweden blühte Stadt und Land wieder auf. Ruhe und Ordnung und damit der Wohlstand kehrten zurück. Dann kam der große nordische Krieg, der unsägliches Elend für das Land im Gefolge hatte. Alles wurde von den russischen Heeren verwüstet. Am November 1709 rückte Peter der Große vor Riga. Die Stadt verteidigte sich tapfer, Hunger und eine schwere Seuche zwangen sie endlich zur Übergabe. Sie war damit in russischen Besitz übergegangen, behielt jedoch, wie überhaupt die ganzen Ostseeprovinzen, ihre Selbstverwaltung und Sprachfreiheit. Nach und nach blühte die Stadt wieder auf. Von dem Gimmarsch Napoleons in Ruhland blieb Riga unberührt. Während des Krimkrieges verhängten die Engländer die Blockade über den Meerbusen von Riga und unterbanden dadurch zeitweilig den Handel der Stadt. 1857 wurden die Heitungsanlagen niedergelegt und so Raum für die notwendige Stadterweiterung geschaffen. Anderthalb Jahrhunderte hindurch hat Riga unter dem Reptier des russischen Kaisers in Ruhe und Frieden gelebt. Sie konnte ihre Eigenart weiter entwickeln, Handel und Wandel konnten sich ausbreiten. Die Stadt besaß eine ausgedehnte Selbstverwaltung auf dem Gebiete der Rechtspflege, der kirchlichen- und Schulverwaltung, der Polizei und des Verkehrsverwesens. Die Sprache war deutsch, die Verwaltung wurde in deutschem Geiste ausgeübt und prägte dem gesamten öffentlichen Leben einen deutschen Charakter auf. Deutsch war auch das Recht, nach welchem in den Gerichten Recht gesprochen wurde. Deutsch waren die Schulen, das Gymnasium, die Realschulen und das Polytechnikum in Riga. In dem livländischen Landtag war die Stadt mit einem Sitz vertreten. Dieses alles änderte sich Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Zuerst begannen die Russifizierungsbemühungen auf kirchlichem Gebiet, dann folgten die Regierungsbüroden und die Stadtverwaltungen, schließlich das Gerichtswesen und die Schulen. Die Selbstverwaltung wurde aufgehoben und alles nach russischem Muster eingerichtet. Besonders wurden die Schulen hier von betroffen. Für den Unterricht in der deutschen Sprache war nur ein ganz geringer Raum übrig geblieben. Erst nach der großen Revolution von 1905/06 trat eine gewisse Besserung in dieser Hinsicht ein. Aber ganz hat Riga seine früheren Rechte nicht wiedererlangt, und es ist auch nicht anzunehmen, daß unter russischer Herrschaft sich dies jemals wieder ändern sollte. Alle Stürme, die über Livland und die alte Hansestadt im Laufe der Jahrhunderte dahingebraust sind, haben es aber nicht vermocht, den Kern deutschen Wesens, der in dem alten Ordenslande stets treu bewahrt wurde, zu verwischen.

Die Windmühle als Retter aus der Petroleumnot. Wie anderwärts, so leiden auch an der Nordseeküste die abseits der größeren Städte gelegenen Landgemeinden, sofern sie sich nicht der Segnungen der Überlandzentrale zu erfreuen haben, empfindlich unter dem herrschenden Petroleummangel, eine Not, die jetzt den Müller zu Ultum, einem kleinen Dörfchen bei Emden, erfinden gemacht hat. Als Mittel zum Zweck bedient er sich der Windmühle, die bekanntlich der friesischen und holländischen Landschaft ein so charakteristisches Gepräge verleiht. Es gelang ihm nämlich, durch eine besondere Vorrichtung die Mühlentreibkraft, die bisher infolge der verschiedenen Windstärken bedeutenden Schwankungen unterworfen war, derart zu regeln, daß sie sich jetzt in vollkommener Gleichmäßigkeit äußert und, also in Fesseln geschlagen, zur Antriebung einer Stromerzeugenden Dynamomaschine geeignet erscheint, mit deren Hilfe es möglich wird, auf einfache Weise eine elektrische Lichtquelle zu schaffen, die unter Umständen eine ganze Dorfgemeinde versorgen kann. Es liegt auf der Hand, daß die ohne große Kosten und sonstige Schwierigkeiten an jeder Mühle anzubringende Einrichtung in ländlichen Kreisen auf lebhaftes Interesse stößt. Und so wird denn die alte Windmühle neben ihrer hergebrachten Mission des Nahrungsens in Zukunft noch eine zweite als Lichtwerkerin zu erfüllen haben. Wer hätte das gedacht?

Eine Festung in einem Vulkan. Auch die Natur muß sich immer mehr den Bedürfnissen des Krieges unterordnen. Wenn Täler, Wälder und Berge auch nicht gerade „eingezogen“ werden können, so werden sie doch — in allen Staaten und auf allen Weltteilen — immer mehr der Notwendigkeit von Festungen und anderen Abwehr- und Angriffsmitteln angepaßt. So muß selbst die Natur teilweise auf ihre Überhöhung verzichten. Die stets vorhandenen Möglichkeiten eines Krieges haben auch in den jetzt im Frieden lebenden Ländern Wälder gefällt, Flüsse eingedämmt und Berge gesprengt. Den Amerikanern aber blieb es vorbehalten, mit Panzerplatten und Geschützen in einen Vulkan hinabzusteigen und in einem verlöschten Krater eine Festung zu errichten. Diese merkwürdigste aller Festigungen, so erzählt „The Technical World Magazine“, befindet sich auf Hawaii, der größten der Sandwichinseln. Das Innere der Insel ist stark gebirgig und birgt eine Anzahl Vulkane, von denen der 4283 Meter hohe Mauna Kea und der 4194 Meter hohe Mauna Loa die bedeutendsten sind. Der Hafen der Insel — Pearl Harbor — wurde von den Amerikanern in eine Flottenstation umgewandelt, der von amerikanischen Militärsachverständigen ganz außerordentliche strategische Bedeutung beigemessen wird. Da Hawaii nur 2000 englische Meilen von der pazifischen Küste entfernt ist, dient es besonders als Flottenbasis zum Schutze von San Francisco, z. B. für den Fall eines etwaigen Krieges der Vereinigten Staaten mit Japan. Der Aktionsradius einer Flotte beträgt im allgemeinen gerade 2000 englische Meilen, und darum kann ein in Pearl Harbor stationiertes Geschwader den Pazifischen Ozean in dem genannten Umkreis beherrschen. Die Festigungen erstrecken sich längs der Küste in einer Länge von 15 englischen Meilen, von dem verlöschten Vulkan Diamond Head östlich Honolulu bis zu Pearl Harbor, und bestehen hauptsächlich aus einer Reihe mächtiger Batterien auf zementiertem Grund. Das Hauptwerk dieser Festigungsanlagen wird durch den Vulkan Diamond Head im Osten gekrönt, dessen Krater längst verfügt ist. Das Werk der amerikanischen Festungingenieure bestand nun darin, diesen Krater künstlich mit der Kraft tödlicher Eruptionen auszustatten. Der oberste Kraterraum und die Kuppe des Berges wurden mit Küstenverteidigungsbatterien versehen, und nun vermag der alte, friedlich gewordene Vulkan seine einstige Zerstörungstätigkeit mit Ausbrüchen von Feuer und Stahl auf Befehl zu erneutern, wann immer dies militärisch notwendig erscheint. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in den letzten Jahren mehr als 13 Millionen Dollar auf die Festigung von Hawaii verordnet, und ein großer Teil dieser Summe wurde von dem nunmehr festigten Krater verschlungen. Die vier in der Kraterhöhlung montierten großen Mörser haben die außerordentliche Schußweite von fast neun englischen Meilen. Sie wurden erst während der letzten Monate in dem Vulkan aufgestellt. Die Gesamtanlagen auf Hawaii sollen in Kürze vollendet sein.